

Zeitschrift: Schweizerische pädagogische Zeitschrift
Band: 6 (1896)
Heft: 4

Artikel: Richard Avenarius
Autor: Gaule, J. / Avenarius, Richard
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-789238>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

† Richard Avenarius.

M. G. Am 18. August 1896 ist Richard Avenarius, der fast zwei Jahrzehnte an der zürcherischen Universität Philosophie lehrte, im Alter von erst 53 Jahren aus dem Leben gerufen worden.

Als Sohn eines hochangesehenen Buchhändlers sollte Avenarius in das Geschäft des Vaters eintreten. Nachdem er es durchgesetzt hatte, studieren zu dürfen, schwankte er längere Zeit, welches Fach er wählen sollte. Zuletzt gab er sich sprachlichen Studien hin, und die Sprachphilosophie Steinthals hat ihn, wie so manchen andern in jener Zeit, seiner eigentlichen Bestimmung entgegengeführt. Schon in seiner Dissertation zeigte Avenarius eine in solchen Schriften sonst selten anzutreffende Selbständigkeit (1868). Die These, welche er verfocht — weitgehende Abhängigkeit Spinozas von der italienischen Renaissance — ist heute Gemeingut der Philosophiegeschichte. Doch interessirt die Schrift noch mehr nach ihrer methodischen Anlage. Schon dem jungen Avenarius waren die philosophischen Systeme Objekte psychologischer Forschung. Der Kampf, den er selbst durchgeföhrt, setzte sich bei ihm um in die Frage: „Warum philosophirt der Mensch?“ Die Lösung suchte er zu geben in seiner Habilitationsschrift (1876): „Philosophie als Denken der Welt gemäss dem Prinzip des kleinsten Kraftmasses. Prolegomena zu einer Kritik der reinen Erfahrung.“ Der Erfolg dieses (esoterisch gehaltenen) Büchleins war ein ausserordentlicher; ihm hatte Avenarius auch die Berufung nach Zürich zu verdanken (1877). Zu gleicher Zeit unternahm er die Herausgabe der „Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie“, die seither auf 20 Bände angewachsen ist. Im ersten Bande findet sich die Zürcher Antrittsvorlesung „über die Stellung der Psychologie zur Philosophie“. In den ersten Bänden ergriff der Herausgeber auch das Wort zur Verteidigung des Attributs „wissenschaftliche“ Philosophie.

Erst 11 Jahre nach dem Erscheinen der Prolegomena folgte der erste Band des Hauptwerkes „Kritik der reinen Erfahrung“, 1890 der

zweite. Daran schloss sich „der menschliche Weltbegriff“ (1891). In vier Artikeln seiner Zeitschrift (Band 18 und 19) „Bemerkungen zum Begriff des Gegenstandes der Psychologie“ erläuterte Avenarius in leicht verständlicher Weise seinen Standpunkt.

Bereits hat sich eine kleine Literatur um die bio-mechanische Welt-auffassung des Verstorbenen gebildet. Wir hoffen bald einmal Gelegenheit zu finden, den Lesern dieser Zeitschrift davon zu berichten. Für heute wollen wir sie mit dem Nachruf bekannt machen, den Herr Professor Dr. Gaule dem scheidenden Gelehrten und Freunde gewidmet hat, indem er bei dessen Bestattung also sprach:

Zum Andenken an Richard Avenarius ergreife ich das Wort im Namen seiner Freunde, Schüler und Bewunderer. Wir sind hier freilich nur als ein verschwindendes Häuflein versammelt, aber wir sind auch nur die Vorhut einer Schar, deren Gefolgschaft sich über die ganze Welt und bis in die ferne Zukunft erstrecken wird. Wie der künftige Strom sich als Bächlein begnügt, einige Mühlen der Nachbarschaft zu treiben, so bildet eine neue Idee nahe ihrem Ursprung das Entzücken kleiner Kreise, bevor sie beginnt, den Fortschritt der Menschheit zu beeinflussen.

Glauben Sie nicht, dass ich, indem ich diesen Siegeslauf prophezeie, die Bescheidenheit des verstorbenen Freundes verletze, die mir auch im Tode heilig ist. Aber er selbst betrachtete seine Idee als ein unpersönliches Etwas, was sich an ihm und in ihm mit einer gewissen Notwendigkeit vollziehe. Ja noch mehr, er betrachtete sie wie sein tragisches Geschick. Die Idee war notwendig in der Entwicklung der Wissenschaft, sie musste in den Bereich menschlicher Erkenntnis treten; dass sie gerade ihn dazu brauchte, dass er mit ihr schwanger gehen musste, das betrachtete er mehr als sein Martyrium wie als seinen Ruhm, denn die Idee verzehrte ihn. Oft habe ich ihn diese Klage aussprechen hören, und weil sie die Geschichte seines so ganz und gar innerlichen, in dem bescheidensten Rahmen äusserer Ereignisse sich vollziehenden Lebens enthält, lassen sie mich sie Ihnen deutlich machen.

Es ist dem historisch geschulten Geiste nichts Neues, dass die wissenschaftlichen Ideen mit einer gewissen Notwendigkeit ins Leben treten müssen, ja dass dies sogar in bestimmten Zeiträumen, in bestimmten Epochen geschehen muss. Jegliche Wissenschaft hat ihren ursprünglichen Quell in den Erfahrungen, die jeder einzelne Mensch in seinem Leben sammelt. Diese Anfangsglieder, unzählig viele in ihrer Zahl, brauchen, um festgehalten zu werden, ein Band, das die Vielheit zur Einheit verbindet. Dieses Band ist die wissenschaftliche Idee. Wo immer der Menschheit

ein Reichtum an Einzelerfahrungen wieder zugewachsen ist, da muss das Band auch wieder gefunden werden, das dieselben unter sich und mit dem schon fest gefügten Bestand der Wissenschaft verknüpft. Die menschliche Intelligenz aber gleicht einem brandenden Meere, welches gegen den Strand der Wirklichkeit anstürmt und die harten Felsen der unbekanntenen Tatsachen in Atome zu zerlegen bestrebt ist. Scheinbar unbekümmert umeinander rollen die Wogen heran; es ist, als wollte jede nur ihr Ziel erreichen, und doch werden alle von derselben Kraft gehoben, alle gehorchen dem festen Gesetz der Gezeiten. Alle verrichten auch gemeinschaftliche Arbeit, denn alle nagen am Strand, alle unterwühlen den Felsen. Wenn dann eine Welle sich erhebt, höher als alle übrigen, wenn sie den schon unterwühlten Felsen umstürzt, dann ist der Markstein dieser Epoche gefallen, dann ist ein Merkmal errichtet, welches die Arbeit derselben zusammenfasst, zu einem Symbol der Gemeinschaftlichkeit ihrer Leistung.

Die Reihen dieser Marksteine, die bezeichnen uns den Weg, den die menschliche Intelligenz zurückgelegt hat, die Epochen, in denen sich ihr Fortschritt vollzogen. Jede Welle muss brechen, indem sie ihre Arbeit leistet, und jede Intelligenz muss sterben; von ihrer Arbeit bleibt zurück das Banner, das sie im Kampfe getragen, mit dem sie den Felsen gestürzt. In der langen Reihe dieser Banner, die uns zurückführen zu den ehrwürdigen Zeugen der historischen Anfänge, zu den Demokrit und Leukipp, lese ich nun auch das meines Freundes Avenarius. Auch er stürmte gegen den Felsen, wie konnte er anders; auch er stürzte ihn um, das war das Zeichen seiner Kraft; auch er musste brechen, das war sein Anteil an dem allgemeinen tragischen Geschick der Menschheit. Lassen Sie mich in kurzen, ganz kurzen Worten sagen, was auf seinem Banner stand.

Nachdem Kant mit einer unwiderstehlichen Kraft das Banner des transzendentalen Idealismus aufgepflanzt hatte, schien das Meer der Intelligenz eine Zeit lang von dem Strande der Wirklichkeit zurückzufluten. Denn diese Wirklichkeit, die für immer unerkennbar gemacht schien, übte keinen Reiz auf sie aus. Erst als der grosse Physiologe Helmholtz den Sinn der Kantschen Lehre dahin erklärt hatte, dass wir von der Aussenwelt nur das erfahren könnten, was unsere Sinnesorgane und Nerven fähig seien, uns davon zu vermitteln, und dass auch das nur durch diesen Apparat verändert, d. h. in andere Kraftformen übergeführt, auf uns wirken könne, da erwachte eine neue Hoffnung, nämlich die, aus dem Studium dieses Apparates zu erschliessen, welche Veränderungen er denn herbeiführe, und so auf dem Umwege einer wissenschaftlichen Unter-

suchung aus dem unmittelbar gegebenen Erfahrungsinhalt den eigentlichen Inhalt der Wirklichkeit zu ergründen.

Avenarius aber bemerkte, dass in dieser Überlegung noch zwei Glieder fehlten. Wenn die von der Aussenwelt auf uns wirkenden Kräfte durch unsere Sinnesorgane verändert werden, so müssen nach dem Satz „keine Wirkung ohne Gegenwirkung“ auch unsere Sinnesorgane durch dieselben verändert werden, d. h. unser Gesamtorganismus, da die ersteren ja nur unselbständige Teile des letzteren sind. Da ferner unser Organismus allen ihn treffenden Veränderungen gegenüber sich erhält, so muss an seine Veränderung sich eine Gegenwirkung anschliessen, durch die der Organismus in den vorigen Zustand, d. h. in integrum zurückgeführt wird. Diese beiden Glieder sind aber mit jeder Erfahrung ganz ebenso notwendig verbunden wie die Veränderung, welche die Kräfte der Aussenwelt im Kant-Helmholtzschen Sinne bei derselben erleiden. Indem Avenarius so den Erfahrungsvorgang um diese beiden Glieder ergänzte, stellte er der Kritik der reinen Vernunft die Kritik der reinen Erfahrung gegenüber. Wie die erstere den Erfahrungsinhalt durch Wegnahme aller Veränderungen, die aus der Vermittlung unserer Organisationen erwachsen sind, entkleidete bis zu dem unerkennbaren Ding an sich, ergänzt die letztere das Anfangsglied jeder Erfahrung, d. h. den Reiz, den die Aussenwelt auf uns ausübt, durch in Rechnung setzen der Tätigkeiten des Organismus, wieder zu dem natürlichen Weltbegriff, d. h. zu dem Erfahrungsinhalt, dessen Wirklichkeit uns unmittelbar gewiss ist.

Avenarius hatte, als er diesen Schritt tat, Vorteil gezogen von dem Fortschritt der modernen Physiologie und namentlich von zwei Theorien derselben, die mich speziell interessirten. Die erste ist die sogen. Reflex-theorie, welche bestrebt ist, alle Vorgänge in unserem Zentralnervensystem zurückzuführen auf den Grundvorgang eines Reflexes, d. h. auf eine von den Kräften der Aussenwelt ausgelösten, in unserm Körper zentripetal verlaufenden Veränderung, welche ihrerseits abgelöst und ausgelöscht wird durch eine andere, zentrifugal sich ausbreitende Veränderung, die in die Aussenwelt zurückkehrt und dort wieder Kräfte erregt. Die zweite Theorie besagt, dass jeder lebende Organismus einen Komplex von sich entwickelnden Kräften darstellt, der in einem genauen Gleichgewicht mit den auf ihn von aussen einwirkenden Kräften sich befindet, so dass jede Veränderung der letzteren, also der Umgebung, eine korrespondirende Veränderung der ersteren, also des Organismus, hervorrufen muss.

Diese Gemeinschaftlichkeit der Grundlagen, welche er für die Philosophie, ich für die Physiologie annahm, war es, welche mich ihm nahe brachte

und mich veranlasste, in ihm den Begründer eines hoffnungsreichen Bundes zwischen den seither so fremd einander gegenüberstehenden Natur- und Geisteswissenschaften zu begrüßen.

In dem näheren Verkehr aber konnte ich auch der speziellen Tragik seines Verhältnisses zur Idee ins Auge schauen.

Plato lässt in seinem an Tiefsinn so reichen Gastmahl den Sokrates das Tiefsinnigste der Diotima nacherzählen. Eros sei gar nicht der ewig jugendliche, schöne Sohn der Aphrodite, wie man glaube. Er sei überhaupt kein Gott, sondern ein Dämon, der diejenigen, welche er treffe, schwanger mache mit der Liebe zu dem Ur-Schönen, d. h. zu der Idee. Seine Pfeile aber könnten nur haften in Lebendigem, weil dieses sich selbst immer wieder erzeuge und daher Zeugungskraft besitze. Die Pfeile des Eros sind also belebte Keime, die sich entwickeln, wo sie ein gleichartiges Material finden. Wehe dem Gehirne, in das sie eindringen, in dem sie sich entwickeln; es wird zu ihrer Herberge, zu ihrem Nährboden, wie wir Moderne uns ausdrücken würden.

Avenarius war einer der Getroffenen. Deshalb blickte sein Auge so furchtsam in die Welt, bei all dem Humor, den ihm sein reicher Geist verlieh und dessen Perlen er gern mit vollen Händen um sich streute.

Immer wieder sagte sein Auge dazwischen: Vernichtet mich nicht, ihr furchtbaren Mächte der Natur; erniedrigt mich nicht, ihr brutalen Instinkte der Menge; verwundet mich nicht mit eurem Spott, ihr cynischen Alltagsmenschen; rennt mich nicht über den Haufen, ihr gierigen Stellenjäger; ich bin ja nur das Gefäß dieser Idee, ich muss ja leben und arbeiten, damit sie ausreifen kann, ich muss sie ja noch gebären und ihre ersten Schritte schützen. Und diese Idee wuchs und wuchs in ihm und zehrte seine Kräfte auf. In dem Masse, als er sich schwächer werden fühlte, wuchs dabei sein Angstgefühl, dass dieses Kind, welches sein Herzblut aufzehrte, doch nicht reif und stark werden würde, dass er nicht Kraft genug haben möchte, um sie ihm zu geben. Doch gegenüber dieser zerstörenden Macht gab es eine erhaltende, die treue Gattin, die ihn bewachte und pflegte, die jeden feindlichen Luftzug von ihm abzuhalten bestrebt war, die jeden Gedanken mit ihm teilte, die sich mit ihm und für ihn täglich und stündlich opferte. Mit ihrer Hülfe ist ihm das grosse Werk gelungen, er hat seine Idee wirklich geboren mit seinen letzten Kräften freilich, denn von da an nahm seine Gesundheit rasch ab. Wie die Welle den Felsen, an dem sie bricht, noch mit den glänzenden Tropfen ihres Schaumes bedeckt, wie der Religionsstifter sich den Märtyrertod wünscht, um mit seinem Blut seinem Glauben den Weg zu düngen, so hätte Avenarius gerne seine letzten Kräfte hingegeben, um sein noch

zartes Kind zu schützen. Aber in ihm vollendete, ohne alle gewaltsame, äussere Tragik, die innere Tragik der Notwendigkeiten ihr Werk. Keine Liebe, keine Pflege vermochte ihren Gang aufzuhalten. Mitten unter den Seufzern und Klagen des von der Krankheit gequälten Körpers drang immer wieder die Sorge hervor, dass er seiner Theorie nicht mehr Freunde und Schützer werde werben können. Schlaf' unbesorgt, mein Freund, die Liebe, die dein Martyrium gelehrt, sie wird auch um dein Kind versammelt sein, aber es bedarf derselben nicht. Diese Idee von der Zeiten Notwendigkeit gezeugt, von deinem Gehirn gereift, sie wird einmal geboren, nicht mehr sterben, sie wird leben, wie alles Wahre und Richtige lebt, das in sich selbst die Bedingungen seines Daseins hat. So zieh' denn hinaus, du Kind des Genius, durch seine Kräfte gereift, durch seine Schmerzen geboren, zieh' hinaus und werde zu einem der Flügelrosse, die den Wagen der Menschheit ziehen, aber vergiss nicht die Stätte, von der du gekommen, vergiss nicht den teuren Mann, der um dich so viel gelitten, verkünde der Zukunft, in die du enteilst, seinen Namen — Richard Avenarius.

Predigerkirche, 20. August 1896.

J. Gaule.

Literarisches.

Stäckel, Paul. *Die Theorie der Parallellinien* von Euklid bis auf Gauss, eine Urkundensammlung zur Vorgeschichte der nicht-euklidischen Geometrie. In Gemeinschaft mit Engel, Friedrich herausgegeben. Mit 145 Fig. und der Nachbildung eines Briefes von Gauss. Leipzig, Teubner 1895. 325 S. Preis 9 Mk.

Es ist den Verfassern vollauf beizustimmen, wenn nach ihrem Dafürhalten ihr Buch namentlich denen willkommen sein dürfte, die in den Kreis der nicht euklidischen Geometrie einzudringen gewillt sind; man darf aber wohl noch hinzufügen, dass die Herausgeber durch ihre Publikation gewiss alle diejenigen für reine Mathematik interessierten Kreise, die in erster Linie das geschichtliche Werden einzelner math. Disziplinen verfolgen, sich zu Dank verpflichtet haben.

In der hier gebotenen Urkundensammlung zur Vorgeschichte der nicht-euklidischen Geometrie finden sich vor: 1. Als Ausgangspunkt Euklids Elemente, erstes Buch, Satz 1—32 in der deutschen Übersetzung des griechischen Textes in Heibergs neuer Ausgabe; 2. der Wallis'sche Beweis der fünften Forderung Euklids von 1663; 3. Saccheris Euklides ab omni naevo vindicatus (Euklid von jedem Makel befreit), 1. Buch, 1733; 4. Lamberts Theorie der Parallellinien, herausgegeben 1786 durch Joh. Bernoulli; 5. Bezügliche Äusserungen und Briefe von Gauss; 6. Bruchstücke aus den Schriften von F. A. Taurinus aus den Jahren 1825 und 1826 und von F. K. Schweikart.

In einem sehr sorgfältig aufgestellten Literaturverzeichnis über die Parallelentheorie werden für den Zeitraum von 1482—1837 in der chronologischen